

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

XIII. Jahrg. III.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1878.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später fand Wolfgang, als er abends heim kam, am Spiegel ein kleines, zierliches, parfümirtes Briefchen mit ausgezackter Schlußlappe. „Stadtpoststempel? eine völlig unbekannte Handschrift? kein Siegel? kein Monogramm?“ Er öffnete das Konvert, trat, die Cigarre zwischen den Zähnen, an's Fenster, da es schon merklich dämmerte, und las mit steigender Bewunderung und wiederholtem Kopfschütteln die folgenden räthselhaften Zeilen:

„Mein Herr!

Eine Dame, die Ihnen wohl will und der kein anderer Weg offen steht, um Ihnen einen Wink zu geben, der wohl von Wichtigkeit für Sie sein dürfte, entschließt sich, wenn auch ungern, dazu, sich brieflich an Sie zu wenden und hält sich für dazu verpflichtet, in Erinnerung an eine ihr von Ihnen erwiesene zarte Aufmerksamkeit, die ihr eine lebhaftere Freude bereitet hat, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, Ihnen ihren Dank abzustatten.

Es droht Ihnen Ihrer politischen Thätigkeit wegen und weil man einen geheimen Verkehr zwischen Ihnen und den Arbeitern vermuthet, Gefahr von seiten zweier Männer, die Ihre Gänge überwachen und sich auf's Spioniren gelegt haben. Es wird Ihnen von Interesse sein, das zu wissen. Ich erlaube mir nicht, Ihnen einen Rath geben zu wollen, aber ich bitte Sie, auf Ihrer Huth zu sein, und Sie werden diese Bitte nicht missverstehen und ihr keine willkürliche Deutung geben.

Wenn Ihre Vermuthungen über die Schreiberin dieser Zeilen, was ja möglich wäre, das Richtige träfen, so geben Sie derselben Ihren Dank dadurch zu erkennen, daß Sie ihr durch keine Andeutung und keinen Wink eine Verlegenheit bereiten, sondern diese Zeilen absolut ignoriren.

J. S. D. N.

P. S. Die beiden Ihnen feindlich gesinnten Herren sind Rektor Stord und Weinlich. Wenn Sie im Sinne der Absenderin handeln wollen, so übergeben Sie diese Zeilen den Flammen; ich bin zu dieser Bitte genöthigt, obwohl ich Ihnen für das mir gewidmete Andenken gern ebenfalls ein schriftliches Erinnerungszeichen gewährte.“

Wolfgang zündete eine Kerze an und hielt das Blatt in die Flamme, bis das stark, mit Goldschnitt versehene Blatt langsam zu einem verbrannten schwarzen Aschenblatt verbrannt war; er legte dasselbe auf die flache Hand, öffnete das Fenster und blies

es hinaus in die blaue Abendluft, die es spielend entführte. Der Brief gab ihm Räthsel auf. Die Anspielungen auf muthmaßlich sehr zarte und keine raube Berührung vertragende Beziehungen zwischen ihm und der Schreiberin waren ihm vollkommen unverständlich, und er vermochte trotz alles Nachdenkens keinen Sinn in diese geheimnißvollen Andeutungen zu bringen. Er würd: unbedenklich ein Mißverständniß angenommen haben, hätte nicht das Thatsächliche der Warnung jeden solchen Gedanken ausgeschlossen. Davon, daß ihm der Rektor und der alte Weinlich auf's bitterste grollten, brauchte man ihn nicht erst in Kenntniß zu setzen, und auch das war für ihn über jeden Zweifel erhaben, daß ihm die beiden häufig nachschlichen; er war ihrer wiederholt in später Stunde auf einsamen Wegen von weitem ansichtig geworden, und sie hatten dann jedesmal das ersichtliche Bestreben gezeigt, ihm auszuweichen und sich seinem Blick baldmöglichst zu entziehen. Er hatte das anfänglich für Zufall gehalten, doch allmählich hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß hier Absicht und Planmäßigkeit angenommen werden mußten. Es unterlag also, auch wenn die Adresse nicht gewesen wäre, keinem Zweifel — der Brief war an ihn gerichtet.

Nun war es freilich komisch, äußerst komisch, daß man sich so romantische Vorstellungen von seinem geheimen Rathschlagen mit den Arbeitern machte und die Zusammenkünfte mit denselben in des Waldes tiefste Gründe und womöglich in Schluchten und Höhlen verlegte, — man hätte es näher und bequemer haben können, denn in Wirklichkeit hatten die vertraulichen Besprechungen, die zur Gründung des kleinen, aber bereits gehafteten, weil instinktiv gefürchteten sozialdemokratischen Arbeitervereins geführt hatten, im Städtchen selbst und zwar in der Wohnung eines Arbeiters stattgefunden, und Wolfgang hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, den Gang dorthin tief verummumt oder auf Umwegen und durch Nebenpfortchen anzutreten. Immerhin war und blieb die Warnung gut gemeint nicht bloß, sondern auch dankenswerth, aber von wem kam diese Warnung? Er mußte keine Antwort auf diese Frage.

Das Briefchen hatte seine Geschichte. Fräulein Emmy war sich entschieden wichtig vorgekommen, als sie ihre Schreibmappe zur Hand nahm — that sie nicht vielleicht einen folgenschweren Schritt, indem sie, wenn auch anonym, an Wolfgang schrieb? Sie wählte lange unter ihren Briefbogen; sollte sie

einen bunten, sollte sie einen mit gepreßten Rüntchen nehmen? Das war in der That eine wichtige Frage, wichtiger fast, als die, in welchem Tone der Brief zu halten sei. Als freilich ein Bogen gewählt war, fiel ihr der Zweifel, ob sie auch den richtigen Ton treffen werde, schwer auf's Herz — sie befand sich allerdings in einem höchst bedenklichen Dilemma. Sie sagte davor, als Absenderin erkannt zu werden, und mußte sich doch gestehen, daß sie sehr unzufrieden mit dem Briefe sein würde, wenn sein Wortlaut die Möglichkeit ausschloße, errathen zu werden; sie erröthete tief bei der bloßen Vorstellung, daß Wolfgang aus dem Tone ihrer Zeilen schließen könnte, sie nehme ein wärmeres Interesse an ihm und doch hätte sie ihren Brief um keinen Preis so formulirt, daß jede solche Vermuthung ausgeschlossen war. Nein, das durfte nicht sein; sie dachte sich's unwillkürlich bezaubernd, durchblicken zu lassen, nach welchem sinnverwirrenden, nie geträumten Glück Wolfgang nur die Hände auszustrecken brauchte. Sie wurde seltsam warm bei dem Gedanken, welchen überwältigenden Eindruck so viel Güte und Herablassung auf den jungen Mann machen müßte, und wenn er dann zu ihr kam, wenn er hingerissen vor ihr auf die Kniee sank und ihre Hände bebend mit Küßchen bedeckte — wer wußte, ob sie dann nicht ihrer romantischen Güte die Krone aufsetzte und ihn zu sich emporzog? Er war freilich nicht Offizier, und das war ewig schade, aber er war doch ein so hübscher junger Mann, sanft und stolz zugleich, und traf sie nicht vielleicht eine weise Wahl, wenn sie sich einen Gatten auserlor, der ihr ewig dankbar sein, der sie anbeten und auf den Händen tragen mußte, was wohl keiner von den verwöhnten Herren in Utiila und Stulpstiefel thun würde? Sie war fast gerührt und weich und das Romantische des Gedankens ließ ihr Flügel — sie konnte ein muthwillig-übermüthiges Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie an das köstlich verblüffte Gesicht des Vaters bei der Eröffnung dachte, die sie ihm selber machen würde. Unter dem Einfluß dieser ausschweifenden Träumerei schrieb sie ihren Brief, als sie ihn aber tief aufatmend überlas, erschrak sie über das Unerhörte ihres Schritts, und wenn ihr auch der Gedanke, Wolfgang könne sie verschmähen, welkenfern lag und ihr garnicht kommen konnte, so knitterten und knälten die kleinen Hände das unvorsichtige, verrätherische Blatt doch heftig zusammen und sie beschloß, einen andern Brief zu schreiben, einen Brief, der so steif und förmlich, so gemessen und kalt ausfiel, daß er ihr beim Ueberlesen geradezu abscheulich vorkam und daß sie ihn in kurz und kleine Stückchen riß. Also ein dritter Entwurf! Auch er befriedigte sie nicht und schien ihr auf der einen Seite schon zu viel zu verrathen und auf der andern keine genügende Ermuthigung für Wolfgang zu sein; sie fand, es sei doch eigentlich schwer, einen Brief zu schreiben, der dazu auffordern mußte, ganz bestimmte Dinge zwischen den Zeilen zu lesen, und am liebsten hätte sie einen vierten Entwurf gemacht. Aber es war schon zu spät, ihre Lider sanken schwer über die Augen, sie mußte ja auch den Entwurf, in dem sie gewaltig herum corrigirt hatte, noch abschreiben und so behielt sie diesen dritten Entwurf bei und fügte nur nach einigem Besinnen die Nachschrift hinzu und die Buchstaben J. S. D. N. (das Geburtstagssonett hatte mit den Worten begonnen: „Ich sah dich nah —“), dann warf sie sich fast erschöpft von der ungewohnten Anstrengung auf ihr Lager und fragte sich noch im Einschlafen: „Werde ich in acht Tagen Braut sein? Was würden die Herren Offiziere zu der unerwarteten Botschaft sagen?“ Und sie lächelte und schlief mit dem Gedanken an die Toilette ein, in der sie ihre Brautwiften machen würde.

Sie war auch in vierzehn Tagen noch nicht Braut, denn Wolfgang gab weder eine direkte noch eine indirekte Antwort. Sie war einige Tage hindurch sehr geneigt, dem Undankbaren zu zürnen, der sich so vieler Güte nicht würdig zu zeigen wußte, aber bald kamen ihr andere Gedanken. „Nein, diese Männer,“ sagte sie sich halb unmüthig, halb belustigt — „das Feinste und Zarteste in der weiblichen Natur bleibt ihnen doch ewig unverständlich und ihrem groben Wahrnehmungsvermögen kann man doch nur mit groben Mitteln beikommen. Der leise Duft einer echt jungfräulichen Natur ist zu unkörperlich für sie und höchstens in aristokratischen Familien und in wirklich vornehmen Kreisen bildet sich das Feingefühl aus, das für einen solchen Duft empfänglich ist. Woher soll am Ende dieser Herr Hammer auch ein solches Feingefühl und Verständniß haben? er ist doch aus gewöhnlicher Familie und dann — seine Verzagtheit und Schüchternheit haben doch auch etwas hübsches. Er wagt es nicht, den Blick zu mir zu erheben und glaubt gewiß, er sei höchstens be-

rechtigt, mich im Stillen zu verehren, mich zu seiner Muse zu machen und mir seine Gedichte zu widmen, müsse sich aber im übrigen, zu hoffnungsloser Liebe verurtheilt, in achtungsvoller Entfernung halten, immer fürchtend, durch ein raubes Wort den poetischen Zauber zu brechen und sich streng und vorwurfsvoll in seine Schranken zurückgewiesen zu sehen. Und hat das Bewußtsein, einem modernen Dichter dasselbe zu sein, was Beatrice für Dante war (soviel hatte sie doch aus der Literaturgeschichte behalten) nicht auch seinen geheimen Reiz? Wer weiß, ob er nicht noch berühmter wird, und dann steht vielleicht in seiner Biographie, daß eine hoffnungslose, verschwiegene Liebe zu einer jungen Dame, die gesellschaftlich unerreichbar hoch über ihm stand, seinen schönsten Liedern das Leben gegeben und ihnen die schwer-müthig-seelenvolle Färbung verliehen habe, und daß er unverheirathet geblieben sei, da er diese Liebe nicht zu vergessen vermochte. Gewiß, es ist besser so, und ich bin doch eigentlich recht romantisch-thöricht gewesen, als ich an einen minder zarten Ausgang dachte. Nicht Braut, aber ein in verschwiegener Seele verehrtes Dichterideal! Ich werde ihn durch einen tiefen, seelenvollen Blick belohnen, der ihm sagt, daß ich ihn verstehe und seine Huldigung annehme.“ Und sie kam sich sehr erhaben vor und lächelte, träumerisch wie sie glaubte, vor sich hin.

Für Wolfgang schien mit dem Briefchen der Kleinen eine Aera der Bilet-doux zu beginnen. Am Tage nach dem Empfang jenes Briefchens fand er ein zweites vor, dessen Handschrift er sofort erkannte; es war die von Frau v. Larißch. Dieses zweite Briefchen war erheblich kürzer als das Emmy's und lautete folgendermaßen:

„Wenn Sie sich morgen Abend 7 Uhr an der Parkpforte einfänden wollen, werden Sie dort eine Dame finden, die der Wunsch, Ihnen eine Warnung zukommen zu lassen, bestimmt, einen solchen der Mißdeutung ausgesetzten Schritt zu thun. Dafür, daß er bei Ihnen einer solchen Mißdeutung nicht ausgesetzt ist, bürgt ihr Ihr Charakter.“

„Sie also?“ sagte Wolfgang leise vor sich hin. Nun erst erfuhr er, daß es Frau von Larißch gewesen war, die ihm die seine Aufmerksamkeit erwies, welche ihn auf seinem Krankenlager so eigenthümlich bewegt und gerührt hatte. Diese Entdeckung war weit davon entfernt, ihm Freude zu machen und nur widerstrebend entsagte er der Illusion, die er solange gehegt hatte. Er schwankte sogar geraume Zeit, ob er dieser Einladung Folge leisten sollte, aber der Gedanke an die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Frau von Larißch entgegen kam, als er sie für die kleine Anna zu interessiren wünschte, schien ihm die Verpflichtung aufzulegen, ihre Warnung anzuhören, die jedenfalls mit der bereits erhaltenen identisch und ebenso gut gemeint war. Vielleicht erfuhr er sogar von der weltkundigen klugen Dame Näheres und Greifbareres, und so wenig er sich auch vor seinen Segnern fürchtete — war es denn so ganz unmöglich, daß die äußerste Vorsicht noch gebotener war, als er nur ahnen konnte?

Dem Abend, an welchem sich Wolfgang zu dem geheimnißvollen Rendez-vous begab, war einer jener klaren, milden, stillen Tage vorausgegangen, wie sie auch das letzte Drittel des Oktober zu zuweilen noch bescheert. Auch in der Seele unferes jungen Freundes war es still und klar, und der Gedanke an die Begegnung, die ihm bevorstand, trieb ihm das Blut nicht rascher durch die Adern. In nachdenklichster Stimmung schritt er langsam auf dem schmalen Waldpfad auf und ab, die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt; sein Blick haftete am Boden und an dem roßbraunen, welken Laub, das zollhoch die Erde bedeckte und das sein Fuß vor sich herschob. Aber seine Gedanken waren nicht bei der schönen Frau, die ihn an dieses einsame Plätzchen bestellt hatte, sondern bei der Strophe, die den Schluß eines an Martha gerichteten Gedichts bildete und die ihm schon den ganzen Tag durch den Sinn gegangen war; er hatte sie schon wiederholt umgegossen, aber noch immer befriedigte sie ihn nicht recht, und er hatte sich auf die Stunde des einsamen Wartens im Walde verträufelt, auf die er vorbereitet war — Frauen sind ja niemals pünktlich. Nur zuweilen warf er beim Vorübergehen an der Parkpforte einen flüchtigen und zerstreuten Blick in die kiesbestreuten Gänge und wendete befriedigt den Kopf wieder weg, wenn er diese Gänge noch einsam im ersten Dämmern des Abends liegen sah. Die stille Stunde erwies sich ihm günstig; er fand für seinen Gedanken eine Form, die ihn vollkommen befriedigte, und kritzelte sie, sich an den Stamm einer alten Buche lehrend, mit Bleistift in stenographischen Zeichen auf ein Blatt seines Notizbuchs. Die Verse lauteten:

Auf Klippen und Dünen, in Schlick und in Sand,
An der Wimper der Woge spritzenden Schaum,
Sah ich im Geiste mein Heimatland,
Das buchgrüne, in wachem Traum;
Wenn im Sturme die Wölfe ängstlich schrie
Und des Leuchtthurms Licht durch den Nebel glomm,
Kam fernher geweht eine Melodie,
Eine Liebe, vertrante, und lockte mich: „Komm!“

Nun bin ich daheim, doch mein Herz ist schwer.
In den Domen des heimischen Waldes träumt
Meine kranke Seele vom ewigen Meer,
Das zu weißem Geflocht an der Klippe zerschäumt.
Es rauschen die Kronen; die Grassmäde singt
Durch die heimliche Stille, doch mir ist weh,
Und lausch' ich den Stimmen des Waldes, so klingt
Durch sie alle hindurch ein mahndendes: „Geh!“

Hier wird mir bange, hier ist es schwül.
Ueber grüne Bogen mit Kämmen von Schnee
Weht drüben erfrischend der Wind und kühl
Und die Wölfe freischt und es donnert die See.
Dort war ich ganz und aus einem Guß,
Hier bin ich zerrissen, krank und getheilt;
Meine Lippe schmachtet nach einem Kuß —
Ob Meer und Wind mir die Seele heilt?

Kaum hatte er das Buch wieder in die Brusttasche geschoben, als er auch die eiserne Parkpforte leise klirren hörte, und als er den Blick erhob, sah er sich Frau von Larißch gegenüber.

„Sie wußten, daß Sie mich erwarteten?“ fragte sie mit einer leichten Befangenheit, die sie besser kleidete, als alle feste Sicherheit, die sie bei früheren Anlässen entwickelt hatte.

Wolfgang nickte leicht mit dem Kopfe. „Ich konnte wohl nicht in Zweifel darüber sein, da man Ihre Handschrift so leicht nicht vergißt. Sie hat etwas höchst Charakteristisches.“

„Wollen Sie mir Ihren Arm geben und mich tiefer in den Wald führen? Sie begreifen, daß ich jede Begegnung zu vermeiden wünsche; nicht nur soll, was ich Ihnen zu sagen habe, unter uns bleiben, sondern es ist auch am besten, wenn niemand ahnt, daß ich Ihnen einen Wink gegeben habe.“

„Nichts einfacher als das, gnädige Frau.“

Er nannte sie zum erstenmale so und hatte die abgeschmackte Titulatur bisher stets geflissentlich vermieden, in Folge einer Regung demokratischen Selbstbewußtseins, das lieber anstieß, als sich beugte. Frau von Larißch entging es nicht, daß er sich dieser Form bediente, und sie sah ihn überrascht und halb vorwurfsvoll an.

„Sie könnten die ‚gnädige Frau‘ auch heute beiseite lassen, denke ich. Nie war sie so überflüssig.“

Wolfgang erröthete leicht; er mußte sich sagen, daß er im Unrecht war, und dieses Bewußtsein stimmte ihn wider Willen weicher.

„Ich würde mir in der That Vorwürfe machen müssen, wenn ich Sie vorsätzlich getränkt hätte, denn ich bin Ihnen für Ihre gütige Absicht, mich zu warnen, den lebhaftesten Dank schuldig, und diese Dankbarkeit wird dadurch, daß Sie mir schwerlich etwas Neues sagen und daß ich genau zu wissen glaube, vor wem Sie mich warnen wollen, gewiß nicht verringert. Sie wollen mich darauf aufmerksam machen, daß Herr Weinlich und Herr Rektor Stord mir auf Schritt und Tritt nachspüren und daß sie hoffen, mir einen geheimen Verkehr mit den Häuptern des sozialdemokratischen Arbeitervereins nachweisen zu können, weil sie glauben, mich dadurch für hier unmöglich zu machen?“

„Sie sind ein Hexenmeister, — woher in aller Welt wissen Sie das?“ lautete die betroffene Antwort.

Wolfgang lächelte. „Lassen Sie das mein Geheimniß bleiben; ich bin zum Schweigen verpflichtet, wenigstens moralisch, und Sie werden mich dieser Pflicht nicht abtrünnig machen wollen.“

„Würde ich Glück damit haben? Ich werde den Versuch klüglich unterlassen. Uebrigens ist es am Ende kein so großes Wunder, daß Sie die Pläne Ihrer Feinde kennen, denn möglicherweise ist Herr Rektor Stord anderwärts nicht vorsichtiger gewesen, als uns gegenüber.“

„Darf ich fragen, wen Sie unter diesem ‚uns‘ verstehen?“ sagte Wolfgang, mit einem vergeblichen Versuch, die Spannung zu verbergen, mit der er auf die Antwort wartete.

„Ich will offener sein, als Sie es sind. Der Herr Rektor hat sich seines Vorhabens Fräulein Reischach, Fräulein Hoyer und mir gegenüber gerühmt und schien seiner Sache so sicher zu sein, daß ich ernstlich besorgt ward und es für meine Pflicht hielt, Sie

vor Unvorsichtigkeiten zu warnen, zu denen Ihr Stolz Sie so leicht verführen könnte. Aber Sie scheinen ja sehr kühl über diese Intrigen zu denken und sich so sicher zu fühlen, daß Sie sich berechnigt glauben, die Warnung lächelnd und achselzuckend entgegenzunehmen. Das gefällt mir übrigens so gut, daß ich gern auf das Bewußtsein verzichte, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben.“

Es lag etwas wie Bewunderung in dem Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden und in dem Blick, der sie begleitete.

Aber Wolfgang erwiderte ernst und mit einem leichten Anflug von Traurigkeit: „Ich bin weit davon entfernt, mich so sicher zu fühlen, als Sie annehmen; es wird mich im Gegentheil garnicht überraschen, wenn ich der Koalition erliege, die sich gegen mich gebildet hat und die mir schließlich doch hinterücks ein Bein stellen wird. Ich bin, um ein militärisches Gleichniß zu brauchen, ein verlorener Posten in Feindesland, und habe mich schon gefragt, ob es mir gar so sehr verübelt werden könnte, wenn ich den Posten aufgäbe, auf den mich der Zufall gestellt hat. Es würde mir grade in diesen Herbstagen leicht werden, auf und davon zu gehen; der Zugvogel in mir regt jetzt, wo die letzten Geschwader unserer Sommervögel sich lärmend zum Ausbruch rüsten, fast sehnsüchtig die Schwingen, und selbst wenn ich ungerne ginge, würde ich mich mit dem welken Laube trösten, das jeder Windhauch von den Ästen streift, wie ich mich mit ihm trösten würde, müßte ich aus dem Leben scheiden.“

Er hatte es ohne jede Affektation gesagt, mehr zu sich selbst, als zu der anmuthigen Frau, die ihren Arm unwillkürlich fester auf den seinen legte; er fühlte, wie jeder Finger ihrer Hand ein mildes Feuer ausströmte, das ihm durch alle Adern floß, und als er sie ansah, überraschte ihn ein Ausdruck in ihrem Gesicht, den er noch nicht kannte. Es lag urplötzlich etwas Mädchenhaftes in ihrem Wesen, etwas Sanftes, Anschmiegendes, Schüchternes und fast Demüthiges, und sie war ihm in diesem Moment unvergleichlich gefährlicher, als je zuvor.

Ob sie eine Ahnung davon hatte? Es war, als verschleire sich ihr Blick von einer im Auge zedrückten Thräne, als sie leise, ein wenig traurig und mit beinahe stockender Stimme sagte:

„Wird Ihnen das Scheiden von hier so leicht? Ich hatte geglaubt, die Trennung würde Ihnen aus mehr als einem Grunde schwerer fallen, und dieser resignirte Ton gefällt mir nicht an Ihnen, weil ich größere Tiefe und Wärme des Gefühls — für Orte und Menschen — bei Ihnen voraussetzte. Aber ich hätte mir sagen können, daß Sie das anscheinend unvermeidliche Gebrechen aller Poeten theilen, sich in der Praxis von all' den zarten und schönen Empfindungen zu emanzipiren, die ihren Dichtungen Reiz und Zauber verleihen.“

„Vielleicht thun Sie mir doch sehr unrecht, vielleicht bin ich viel mehr Mensch als Poet, und vielleicht sind es grade rein menschliche Empfindungen, die mir das Scheiden leichter machen, als dies ohnedem der Fall sein würde. Ich habe hier schmerzliche Erfahrungen zu machen gehabt und bin in Verwicklungen gerathen, die befriedigend zu lösen ich keine Hoffnung habe. Und ist es nicht besser, ich gehe, bevor mir das Herz wund geworden ist und ich die Frische und Elastizität der Seele eingebüßt habe? Bisher habe ich den Kopf oben behalten, aber ich bin aus weichem Thon gemacht und kann nicht dafür stehen, daß ich nicht auf die Dauer an dem Widerstreit zwischen einer ersten Neigung und äußeren Verhältnissen ernstlich erkrante.“

Er dachte dabei an Martha, der er es vorwerfen zu dürfen glaubte, daß sie, grade sie, keinen Schritt gethan hatte, wie Frau von Larißch, und selbst die lustige, halb kindische Emmy. Der Aufschluß, den ihm Frau von Larißch gegeben, ließ ihn, trotz mancher räthselhaften Wendung, kaum einen Zweifel darüber, daß der erste Brief von Emmy herrührte; darauf, daß er nicht von Martha geschrieben war, hätte er blindlings einen Eid geleistet; Handschrift und Stil konnten nicht die ihren sein. Er vermochte eine Aufwallung von Bitterkeit und Trauer nicht zu unterdrücken und daran, daß seine Worte von Frau von Larißch falsch gedeutet werden konnten, ja daß sie dieselben beinahe falsch deuten mußte, dachte er mit keiner Silbe.

Frau von Larißch verstand ihn aber wirklich falsch. Wenn er Martha liebte, wie sie bisher so fest geglaubt, wie konnte er dann von äußeren Hindernissen sprechen? War Martha nicht in jeder Hinsicht frei, brauchte er nicht bloß um sie zu werben, und konnte es denn einen Moment zweifelhaft sein, auch für ihn, daß er mit offenen Armen empfangen ward? Aber vielleicht hatte sie sich geirrt, vielleicht lag in Wolfgangs Worten eine Anspielung auf



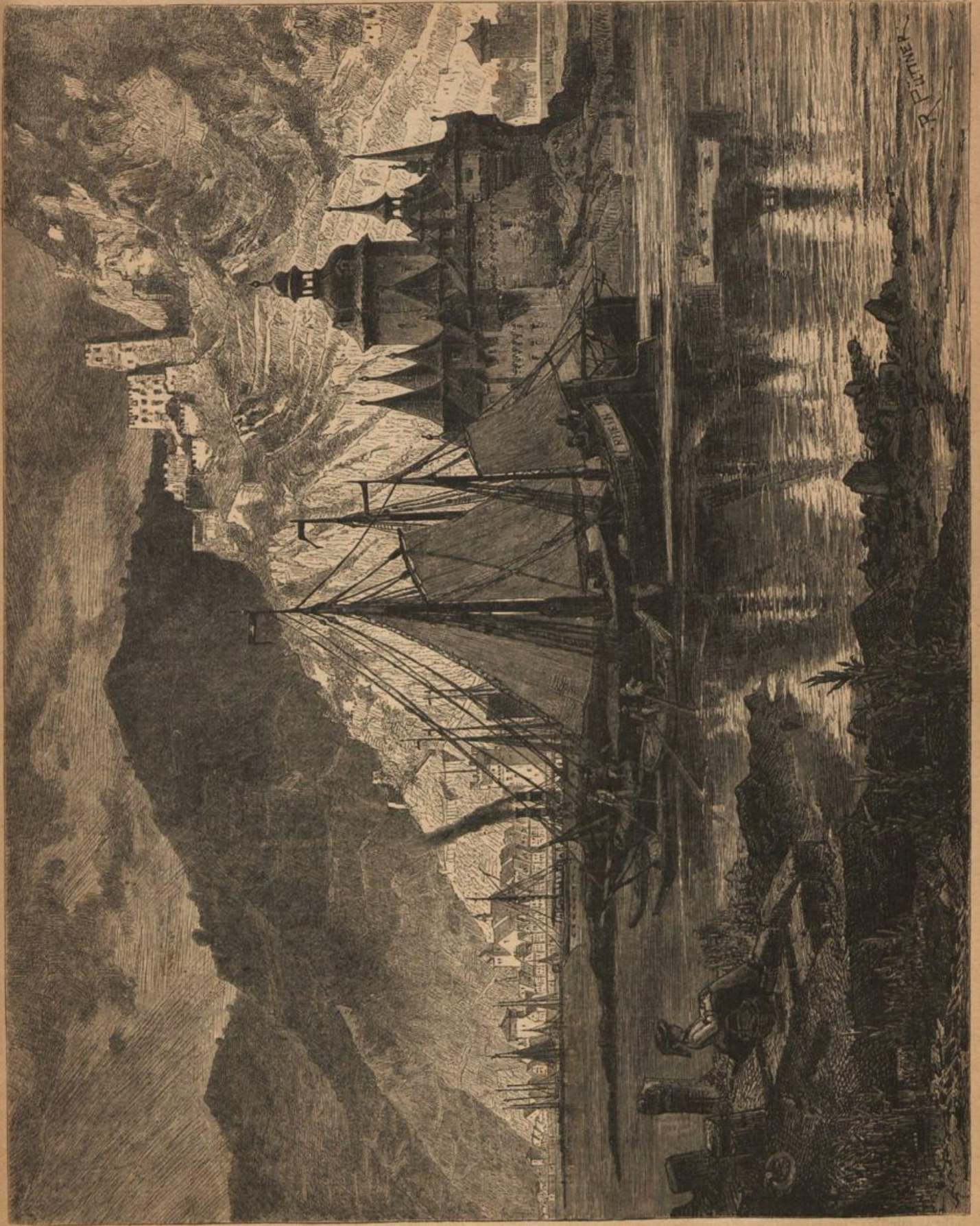
Das Vogelneft. (Seite 383.)

ein — möglicherweise nebenhergegangenes? — tieferes Empfinden für sie selbst und auf ihre Verhältnisse, die ja stadtkundig waren und von denen er beinahe wissen mußte. Sie mußte ihn sondiren, und sie erwiderte mit einer Wärme, die Wolfgang unter andern Umständen stußig gemacht haben würde:

„Ist das auch eine ächte Reigung, die sich von ungünstigen Verhältnissen, von zufälligen Unterschieden der sozialen Stellung und des Vermögens abschrecken läßt? Verdient sie nicht den Vorwurf der Kleinmüthigkeit und des voreiligen Verzagens? Hat sie nicht die Pflicht, einen ernsten und entschlossenen Versuch zu wagen, ehe sie die Accente elegischer und schwermüthiger Resignation anschlägt? Ich fürchte, Sie vergessen, daß Sie den ersten Schritt zu thun haben, daß er von Ihnen erwartet wird und daß Sie die Verhältnisse unrichtig beurtheilen.“

Wolfgang sah düster vor sich nieder und zuckte traurig die Achseln. „Ich begehe vielleicht einen Fehler, aber ich habe den Muth nicht, den Sie von mir fordern. Wir sind eben alle das Produkt unserer Verhältnisse, unserer Erziehung und unserer Erfahrungen, und in jedem bilden sich gewisse Grundsätze aus, nach denen er handeln muß, wenn er sich nicht selber untreu werden will. Aber wollen wir das melancholische Gespräch nicht fallen lassen? Es kann kaum ein Interesse für Sie haben, und ich bitte, zu entschuldigen, daß ich diesen Ton angeschlagen habe. Es ist wohl die wehmüthige Herbststimmung, für die ich immer besonders empfänglich war, die mich zu dieser Abschweifung auf ein so intimes Gebiet verleitet hat und mich der Gefahr aussetzt, von Ihnen für einen Lyriker aus System gehalten zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)



P. FETTER

Gaub und die Pfalz. (Seite 388.)

Der Frühling einst und jetzt.

Keine Jahreszeit ist so wie der Frühling von dichtenden Menschen besungen worden und keine wurde mit soviel Recht gepriesen wie der Lenz. Das haben die Gegensätze im Naturleben verursacht. Der Winter ist für den Naturfreund der widerwärtigste Geselle, für die geplagte Schuljugend eine Marterzeit, für Braut und Bräutigam eine — oft allerdings süße — Zeit der Gefangenschaft, für den kindergesegneten armen Hausvater die jährlich wiederkehrende Periode des Hungers und Frostes, für den Greis die Zeit stiller Einker und leiblicher Heimfuchung. Wie ganz anders der Frühling!

Allmählich oder plötzlich erwacht der Genius des Lebens und sprengt die Fesseln der nordischen Mächte. Die vorher starre Erdrinde öffnet sich an allen Enden; des Himmels Königin — von den Sonnenanbetern nicht umsonst göttlich verehrt — durchbricht die frostige Nebeldecke des Winters und auf ihren Ruf erhebt die Pflanzenwelt aus langem, langem Schlafe. Schneeglöckchen läuten die herrliche Zeit des Blühens herbei. Veilchen und Primeln, Anemonen und Seidelbast eilen dem kommenden Heere der Blumen als Herolde voraus. Und in den kahlen, blätterlosen Bäumen beginnt das Knistern der zersprengten Knospenhüllen, und die Vögel in den Zweigen ahnen das Kommen ihrer Fest- und Feiertage und sie beginnen zu singen, zu zwitschern und zu jubilieren. Die ganze Welt beginnt mit einemmale eine andere zu werden.

Und alles das wirkt so wohlthätig, so sorgenverscheuend, so hoffnungsbefestigend, so durchwärmend und durchleuchtend auf des Menschen Gemüth. Auch er beginnt zu singen, zu jauchzen und dem Weltkummer seinen Rücken zu kehren. Auch er, der bisher gebeugte, beginnt ein anderer zu werden und wieder aufrecht zu wandeln unter andern Menschenkindern und im trauten Umgang mit der erwachenden Natur.

Der Mensch hat einst geglaubt. Und wenn wir von allen frommen Gesängen und geistlichen Liedern, welche zum „Preis des Ewigen“ gedichtet wurden, Tag und Stunde ihrer Geburt kennten, so würden wir finden, daß die große Mehrzahl derselben im Frühling selbst oder beim herannahenden Lenz der glaubenden Menschenbrust entfloßen. Aber damals stand unser Geschlecht noch auf dem Piedestal eines sich selbst vergötternden Gözen. Man glaubte, den „unsichtbar Ewigen“ zu preisen und streute sich selbst Weihrauch und Blumen. Man schmeichelte sich, Endzweck der Schöpfung zu sein und setzte alle anderen Kreaturen so ohne weiteres als seine eigenen Diener: der laue Südwind, welcher den Schnee von den Dächern und Feldern segt — ein Engel Gottes im Dienste des Menschen; der Genius des wiedererwachenden Naturlebens — ein segenspendender Freund derer, die sich vorlogen, die Blume des Feldes blühe und dufte ihre Wege. Ja, und die trillernde Lerche in blauer Frühlingluft, sie stieg ja für unsere Väter himmelan, um den selbhabenden Landleuten die schwere Arbeit zu verüßen und am lichten Sonntag die Menschenkinder zu lehren, daß man Gott zu preisen habe.

Ja, das war die Zeit der naiven Weltanschauung; eine Zeit der Märchen, als die Phantasie noch im Feierkleide lustwandeln ging, die Blumen des Feldes für sich in Anspruch nahm und sich beim Frühlingstouret der Vögel des Waldes „als Königin“ in's Parterre setzte. Die Phantasie ist die ältere, leichtgeschürzte und oft sehr ausgelassene Schwester des Verstandes. Sie schoß auf zur blühenden Jungfrau und setzte sich zur Beherrscherin der ganzen Gedankenwelt, als der Verstand, ihr jüngerer Bruder, noch in den Windeln lag und erst Miene machte, allmählich auf allen Vieren zu gehen. Aber der Junge ist mit der Zeit groß geworden, ein jeder Jüngling, der sich der Herrschaft seiner Schwester Phantasie zu entwinden versuchte und schließlich in Freiheit gelangte. Jetzt schickt er sich an, Herr der Welt zu werden, indem er der älteren Schwester das Szepter aus der Hand windet.

Der Aufschwung, den die wissenschaftliche Erforschung der Thier- und Pflanzenwelt infolge der Darwin'schen Theorie genommen hat, brachte auch eine wissenschaftliche Beantwortung der Frage: Wie erklären wir die Farbenpracht, den Wohlgeruch und die Honigabsonderung der höheren Pflanzenblüthen und wie haben wir die mannichfaltige Anordnung und Gestalt der verschiedenen Bestandtheile der höheren Blumen zu verstehen?

Es ist eine seltsame Erscheinung in der Geschichte des Naturerkennens, daß zwei der interessantesten Räthsel des Frühlings zu

gleicher Zeit ihre Lösung fanden: das eine ist das Problem der Blumen, das andere dagegen das Problem des Vogelgefanges. Beide Räthsel fanden ihre Lösung im gleichen Prinzip: in der Liebe. Darwin hat das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein auch in der Sphäre des Geschlechtslebens beider Naturreiche, der Pflanzen- und der Thierwelt, wiedererkannt und für Thiere und Menschen mit dem speziellen Namen „geschlechtliche Zuchtwahl“ belegt. Es hat sich gezeigt, daß viele Thiere, namentlich viele Vögel und auch manche Säuger, nicht allein von der Gestalt und Farbe, sondern auch von der Stimme ihrer künftigen Ehegatten Notiz nehmen. Vorab sind es die Weibchen, welche bei der Wahl ihrer Männchen genannte Faktoren so sehr in Rechnung bringen, daß zur Paarungszeit unter den männlichen Eheandidaten eine förmliche Konkurrenz eintritt und ein bald blutiger, bald unblutiger Wettkampf um die Gunst der unvorbenen Weibchen ansgefochten wird. Die Hähne kämpfen mit einander um das Hühner-Harem auf Tod und Leben, und ein spornloser Hahn hat gar keine oder nur geringe Aussicht auf Nachkommenschaft, wenn ein bespornter Konkurrent mit ihm um den Besitz der Hennen kämpft. Der männliche Hirsch besitzt ein Geweih, mit dem er den Kampf mit einem Rivalen um dasselbe Weibchen aufnimmt, wobei der Stärkste Meistler wird und der Schwächere ohne Nachkommen dahingehet. Auer- und Truthähne paradieren um die Wette, indem sie vor den anwesenden Weibchen ihre Gefieder in allen möglichen theatralischen Stellungen entfalten. Bei buntgefiederten Vögeln sind es vorab die Männchen, welche sich durch Farbenpracht auszeichnen, und man hat beobachtet, daß die unvorbenen Weibchen von Farbe und Anordnung der Federn bei der Auswahl ihrer Männer Notiz nehmen. Bei unsern Singvögeln sind es wiederum die Männchen, welche sich ganz besonders in der Gabe des Gesanges vervollkommen haben, während die Weibchen den besten Sängern den Vorzug geben. Dasselbe gilt von den Grillen und Citaden, bei denen sich die Männchen allein der Gabe des Zirpens und Schrilkens erfreuen, wie ja denn schon ein alter Dichter sang: „Glücklich leben die Citaden, weil sie stimmlose Weiber haben.“

So hat die neuere Naturwissenschaft auch für die ästhetischen Seiten des Thierlebens eine natürliche Erklärung gefunden. Das Tanzen der Mücken und Fliegen im Abendsonnenschein eines lauen Frühlingstages ist ein Wettkampf in der Sphäre des Liebelebens im weitern Sinne, nicht minder als der melodische Gesang unserer gefiederten Waldbewohner. Und wenn die erwachende Natur sich im Lenz mit Farbe und Melodien bekleidet, so ist es der allmächtige Selbsterhaltungstrieb der lebenden Natur, die Liebe in allen Tonarten und Farbenabstufungen, welche ihrem Naturdrange Ausdruck gibt.

Wir fassen hier das Wort „Liebe“ im weitesten Sinne: als Verkörperung des Geschlechtstriebes, der — naturwissenschaftlich definiert — nichts anderes anstrebt, als die Vereinigung zweier verschiedener Geschlechtzellen zur Erzeugung eines neuen Individuums. Die „Liebe“ ist Naturnothwendigkeit.

Wenn wir das Leben der einzelnen Pflanze, des einzelnen Thieres oder des einzelnen Individuums unseres eigenen Geschlechts von der Eizelle an bis zum Tod, von der Wiege bis zur Bahre verfolgen, so finden wir, übereinstimmend bei allen höheren Organismen, daß die Höhe der vollen Entwicklung, die Glanzperiode des Einzelwesens dann erreicht ist, wenn die geschlechtliche Fortpflanzungsfähigkeit in ihre Rechte tritt. Bei den höheren Pflanzen ist es die Zeit des Blühens, bei den Thieren die Zeit um die erste Paarung; des Menschen „Blüthezeit“ ist das Zeitalter des Freiens. Und gar oft ist diese „Blüthezeit“ eine sehr kurz zugemessene. Der Pessimist Schopenhauer sprach eine große Wahrheit, als er sich dahin äußerte: „Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen könnten, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form ehrlich zu übernehmen, zu welchem Schritte ihn zu vermögen die bloße vernünftige Ueberlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe (wie jedes andere Lebewesen) mit den Waffen und Werkzeugen

ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist." Wir finden diese Worte schon acht Jahre vor dem Erscheinen des Darwin'schen Hauptwerkes gedruckt; sie enthalten die Grundwahrheiten der von Darwin beleuchteten sexuellen Zuchtwahl, allerdings im verschleienden Gewand jener philosophischen Sprache, welche nicht diejenige des Naturforschers sein kann.

Durch die geschlechtliche Zuchtwahl haben die männlichen Hirsche im Verlaufe vieler Generationen bei allmählichem Wändern ihr kräftiges Geweih erhalten, indem beim Wettkampf um die Weibchen immer der bestbewaffnete Hirsch über den schwächeren Konkurrenten den Sieg davontrug, die Braut heimführte und Nachkommen erzeugte, auf welche er seine eigenen Vorzüge vererbte.

Durch geschlechtliche Zuchtwahl erlangten viele männliche Vögel nach und nach ein glänzendes Gefieder und zwar gerade auf jene Zeit, da es die besten Dienste verrichtete: auf die Paarungszeit; denn die unvorbenen Weibchen gaben stets den schönsten Gewerbern den Vorzug; letztere hinterließen Nachkommen, denen sie gleichfalls ihre Vorzüge vererbten, während die weniger schön gefiederten Konkurrenten entweder kinderlos dahingingen oder nur

nach schwächliche Weibchen als Bräute heimführten, was gleichbedeutend mit Auszütung.

Wir können die prächtige Anpassung mancher Vögel und Fische, bei denen die Männchen auf die Zeit der Paarung jeweilen ein besonders glänzendes Hochzeitskleid erhalten, mit Schopenhauer einen „Knalleffekt“ der Natur nennen. Das Gleiche gilt von der Gabe des Gesanges mancher männlichen Vögel; aus Nichtfängern sind im Verlaufe zahlloser Generationen durch geschlechtliche Zuchtwahl die nicht allein von ihren Weibchen, sondern auch vom Menschen geliebten singenden Vogelarten geworden. Das Männchen singt in der Regel am schönsten und eifrigsten, wenn es nach einem Weibchen sucht; mit seinen Melodien berückt es das jungfräuliche Herz seiner künftigen Gattin. Das sind die Stimmen des Frühlings, die gegen den Sommer und Herbst allmählich verstummen: „Knalleffekte“ der Natur, Resultate der Zuchtwahl innerhalb der Sphäre des Geschlechtslebens, der „Liebe“.

Aber die „Liebe“ feiert auch im Pflanzenleben ähnliche Triumphe. Die prangende Blume ist das Hochzeitskleid der Pflanze, der Wohlgeruch ist dem lockenden Vogelgesange zu vergleichen und der Blütenhonig im Kelch der Blume die dem Kusse dargebotene, schwellende Lippe. (Schluß folgt.)

Die Massage.

Von Dr. C. Resau.

Es ist in der Geschichte der Medizin eine keineswegs vereinzelt dastehende Erscheinung, daß die Wissenschaft ein von der Volksmedizin erfundenes und erprobtes Mittel in sich aufnahm und dessen wahren Werth zu bestimmen und zu begründen versuchte. Seltener dagegen geschah es, daß ein gegen gewisse Krankheitsformen früher verwandtes und im Laufe der Zeit bei Seite gesetztes Mittel, welches nur in der Hausmittelpraxis des Volkes fortvegetierte und sich dort sein Bürgerrecht bewahrte, mit einem male wieder zu Ehren kam bei den Ärzten, wie dies neuerdings mit dem unter dem Namen „Massage“ eingeführten Heilverfahren geschehen ist. Wer hätte wohl gedacht, daß die gute, alte „Streichfrau“, denn das ist die Massage, wieder Bürgerrecht in der Wissenschaft erlangen und ihr Verfahren von den angesehensten Lehrern der Medizin, wie z. B. vom Professor Billroth in Wien, als ein ganz exaktes und durch nichts anderes zu ersetzendes gepriesen werden würde? Selbstverständlich natürlich ohne jenen Hokusfokus, den Schäfer und andre Heilfünftler nicht bloß beim Streichen, sondern auch beim „Besprechen“ blutender Wunden, beim „Büßen“ der Rose u. s. w. anwenden, welcher im Abmurmeln einer von jenen Zauberformeln besteht, die das Christenthum aus dem heidnischen Alterthum ererbte und sich anpaßte, um vermeintlich die Heilung durch kreuzweise erfolgende Manipulationen und durch Anrufung der heiligen Dreieinigkeits zu beschleunigen; jenen Luxus, ohne den auch die Ärzte bis vor zwei Jahrhunderten nicht bestehen zu können glaubten. „Denn das Zeichen des Kreuzes“, so predigte Sct. Chrysostomus, „hat bei unseren Vorfahren und noch jetzt verschlossene Thüren geöffnet; es hat die Kraft des Schierlings aufgehoben; es hat die Bisse giftiger Schlangen geheilt.“ — und deshalb strichen und drückten christliche Ärzte die Brausen und dergleichen kreuzweise, wie heute noch die Streichfrauen auf dem Lande.

Doch was ist nun an der Massage Gutes? Die Chinesen kennen dieselbe schon lange, denn wir finden heute noch bei denselben Ärzte, welche diese Kunst hausförmig ausüben. Aber auch den griechischen Ärzten zu Zeiten des Pythagoras (580 v. Chr.) war sie schon bekannt und unter den hippokratischen Ärzten wurde sie allgemein in den griechischen Kampfschulen ausgeübt und die in denselben beschäftigten Gymnasten erhielten von jenen Ärzten regelrechten Unterricht in Bezug auf die Behandlung der etwa vorkommenden Unfälle, namentlich kannten sie gewisse Kunstgriffe, um die Folgen von Verstauchungen, Verrentungen und Verdrehungen zu heilen. Später wurde dieselbe Kunst nachweislich in den römischen Fechterschulen geübt, bis sie im Laufe der Jahrhunderte, mit dem Verfall der Medizin überhaupt, wieder in Vergessenheit gerieth, und zwar in der Weise, daß bis vor wenigen Jahren bei dergleichen Unfällen, — nachdem man das Gelenk, wenn es verrenkt war, wieder eingerichtet hatte, lediglich kalte Umschläge, Blutegel, spirituose Einreibungen und dergleichen ver-

wandt wurden. Jeder, der einen derartigen Unfall erlitten hat, z. B. eine Verstauchung des Fußgelenkes, oder eine ähnliche Erkrankung der Hand- oder Fingergelenke, die auf die gedachte Weise behandelt wurden, wird aber wissen, wie sehr sich das Leiden dabei in die Länge zog und wie nicht selten eine Gelenkentzündung zurückblieb, welche dauernd den Gebrauch des betreffenden Gliedes behinderte und schmerzhaft machte. — Es mag unentschieden bleiben, ob die aus China herübergekommenen Berichte über die durch die dortigen Ärzte ausgeübte Massage den ersten Anstoß gegeben haben, dieses Verfahren auch in Europa wieder aufzunehmen, oder ob die außergewöhnlichen Kurserfolge, welche man im Dome in Bologna damit sogar bei Gelenkaffektionen erzielte, die sonst dem Messer anheimfielen, die Veranlassung dazu gaben; es genüge vielmehr die einfache Thatsache, daß seit zwei Jahren viele Chirurgen für dieses Verfahren geradezu schwärmen und dasselbe nicht nur bei den Folgen von Verrentungen und Verstauchungen, sondern auch bei andersartigen, namentlich chronischen rheumatischen Gelenkentzündungen, bei Muskelrheumatismus (dem sogenannten Hypeschuf), bei Muskeldehnungen u. s. w. mit bestem Erfolge anwenden und, so lautet der technische Ausdruck, die Aufsaugung der Exsudate dadurch befördern. —

Zur Erklärung dieses Ausdrucks, wie weiterhin der Massage und des bei deren Anwendung stattfindenden Heilungsvorganges müssen wir eine kleine anatomische und physiologische Einschaltung machen. Die meisten Gelenke werden durch die Vereinigung zweier glatter und überknorpelter Knochenflächen gebildet, seltener zweier Knorpel oder eines Knorpels und eines Knorpels, indem jene sich genau berühren, ohne jedoch miteinander verwachsen zu sein. Sie werden vielmehr nur durch äußere, mehr oder minder dehnbare Bänder zusammengehalten, welche theils als Gelenkkapseln so an dem Umfange der Gelenke sitzen, daß sie den von ihnen begrenzten Zwischenraum ringsum vollständig abschließen, theils als eigentliche, mit ihren an die zu verbindenden Knochen angehefteten Enden die Bewegung des Gelenkes gestatten und vermitteln. Die Gelenkbänder zeigen nach ihrer Größe und Form vielfache Verschiedenheiten, ebenso wie hinsichtlich ihrer Lage und Richtung. In der Gelenkkapsel befindet sich die Gelenkschmiere, vermittelt deren die beiden einander zugekehrten Gelenkflächen glatt und schlüpfrig erhalten werden. Ueber den Bändern liegen zum Theil Muskellagen und Fettschichten, zum Theil aber auch nur die äußere Haut mit einem dünnen Unterhautzellgewebe, und zu ihnen treten, wie zu allen anderen Theilen des Organismus, Nerven und Gefäße. Die Nerven vermitteln die Bewegung und Empfindung, die Gefäße die Ernährung der Gelenktheile, und zwar führen die arteriellen Gefäße den Blutstrom vom Herzen zu denselben, welcher dort neugebildete Bestandtheile absetzt, während die venösen Gefäße und die sie begleitenden Saugadern die verbrauchten und abgenutzten Bestandtheile wieder zum Herzen

und in die Lunge führen, in welcher letzterer das Blut durch Aufnahme von Sauerstoff verbessert und wieder gebrauchsfähig gemacht wird.

Die vorgenannten Theile, namentlich aber die Gelenkkapseln und die Knochenendtheile, sind es nun, welche bei den verschiedenen, hier zu betrachtenden Gelenkerkrankungen eine wesentliche Rolle spielen, vor allem aber bei der sogenannten Verstauchung oder Verdrehung (Distorsion), — weiterhin bei der eigentlichen Verrenkung (Luxation). Erstere unterscheidet sich von der letzteren dadurch, daß der Verletzte sofort nach dem Stauche sein Glied ordentlich bewegen kann, wenn auch unter Schmerzen, was er bei der Verrenkung solange nicht oder nur wenig kann, bis das Gelenk durch künstliche Hilfe wieder in die richtige Lage gebracht ist.

Die Verstauchung resp. Verdrehung besteht im wesentlichen in einer Zerrung, zu starken Dehnung und auch theilweise Zerreißung von Gelenkkapselbändern mit Austritt von etwas Blut in die Umgebung des Gelenks und in letzteres selbst; bei der Verrenkung findet derselbe Vorgang in viel bedeutenderem Grade statt und außerdem sind die Gelenkenden aus ihrer gegenseitigen Lage gewichen. Geßah letzteres nur theilweise, so nennt man sie Subluxationen, wenn mit Knochenbrüchen oder Wunden der Oberhaut oder Zerreißungen großer Gefäße und Nerven verbunden: komplizierte Luxationen. Den Verrenkungen ist am allhäufigsten das Schultergelenk — infolge seiner freien Beweglichkeit — ausgesetzt; demnachst an der Hand die Daumengelenke (das sogenannte „Vergreifen“, wonach der Daumen in Hyperextensionsstellung nach dem Handrücken steht) und endlich das Fußgelenk. Das Wiedereinrichten verrenkter Gelenke, namentlich aber die Behandlung komplizierter Luxationen ist in jedem Falle Sache des Chirurgen, und nur, wenn ein solcher nicht zu beschaffen, kann man versuchen, das verrenkte Glied zunächst nach der Richtung hinzuziehen, nach welcher es hinsteht, und dann, wenn es dadurch beweglich geworden ist, schnell in seine ordentliche Stellung zu bringen. Kann der Kranke das Gelenk garnicht freiwillig bewegen, schmerzt dasselbe heftig bei Bewegungsversuchen, und hört man bei den Einrichtungsversuchen ein knisterndes Geräusch, oder ist sofort erhebliche Schwellung des Gelenks mit Entzündungsröthe eingetreten, so setze man unter allen Umständen von derartigen Manipulationen ab, lagere das Glied ruhig und mache kalte Umschläge bis zur Ankunft des Arztes, denn in diesem Falle liegt der Verdacht auf eine komplizierte Luxation mit Knochenbruch vor. In jedem anderen Falle von Verstauchung oder solchen Verrenkungen, die der Kranke oder ein Anderer wieder einrichten konnte und die nicht mit Verletzungen der Oberhaut oder bedeutenden Blutunterlaufungen verbunden sind, schreite man aber sofort zur Anwendung der Massage.

Wir sagten oben, daß bei den Verstauchungen und Verrenkungen eine Zerrung und theilweise Zerreißung der Gelenkbänder und ein größerer oder geringerer Blutaustritt in das Gelenk selbst stattfindet; derselbe Vorgang, wie wir ihn auch bei Quetschungen oberflächlicher Weichtheile beobachten, z. B. nach Stoc- oder Faustschlägen auf den Rücken oder in's Gesicht. Bei letzteren läßt sich der Verlauf ziemlich deutlich verfolgen. Die Haut wird danach erst blauroth, dann blau oder grün, endlich hellgelb, und schließlich, nach Tagen oder Wochen, wieder normal. Diese eigenthümliche Färbung rührt davon her, daß in den Fällen, wo Blut aus den zerrissenen Gefäßen in das benachbarte Bindegewebe eintritt, einestheils der Blutfaserstoff gerinnt, anderentheils der Blutfarbstoff die Blutkörperchen verläßt, sich in gelöstem Zustande in die Gewebe vertheilt und dort verschiedene Veränderungen durchmacht, welche jene blaue, rothe, grüne und gelbe Hautfärbung bewirken, während die wässerigen Blutbestandtheile (das Serum) bald aufgesogen (resorbirt) und wieder der Blutbahn zugeführt werden. Langsamer und sehr allmählich findet dies bei den genannten festen Bestandtheilen des Blutes statt, sodaß eben Wochen darüber vergehen können, ehe der Heilungsvorgang beendet ist. Noch bößer gestaltet sich aber die Sache, wenn das Gelenk durch einen ähnlichen Vorgang betroffen wird. Außerlich ist nach einer solchen Verstauchung und Verdrehung in den ersten Stunden oft nichts sichtbar. Nur der Schmerz bei Bewegungsversuchen weist darauf hin, daß im Innern des Gelenkes eine Zerrung und ein Bluterguß stattgefunden hat. Letzterer wirkt aber einerseits in dem, nicht aus Weichtheilen, wie das Muskelgewebe, sondern aus ziemlich festen, knorpeligen und flehnigen Massen aufgebauten Gelenk wie ein fremder Körper — z. B. wie ein in die Haut eingedrungener Splitter, ohne dessen Ent-

fernung nicht an Heilung zu denken ist, — andererseits erschwert der eigenthümliche Bau des Gelenkes die Aufsaugung des gewöhnlich nur auf einen kleinen Heerd beschränkten und sich sonst abkapselnden Blutergusses, es entsteht eine Blutstauung auch in den benachbarten Geweben, und sehr bald schwillt das Gelenk in größerem oder geringerem Grade an, — es entzündet sich. Der weitere Verlauf kann sich nun sehr verschiedenartig gestalten; je nach dem Umfange des Krankheitsheerdes, nach der Art der Behandlung und nach dem Verhalten des Patienten kann das Leiden oft schnell wieder gehoben sein, oder es kann sich Monate, ja selbst Jahre lang hinziehen, dergestalt, daß das Gelenk entweder steif wird oder, wenn beweglich, bei jeder Anstrengung oder bei Bewegungen nach bestimmten Richtungen hin schmerzt.

Zum Theil sind diese Rückbleibsel davon abhängig, daß die eingerissenen Gelenkbänder nicht richtig wieder geheilt und vielleicht gekürzt sind, zum Theil davon, daß der Aufsaugungsprozeß des Blutergusses nicht vollendet ist, daß noch Rückbleibsel desselben, sowie der Produkte einer sich hinzugesellenden Entzündung vorhanden sind, welche die Bewegungsfähigkeit des Gelenkes beeinträchtigen. Bei schwächlichen Personen, namentlich aber bei kränklichen, strophulösen Kindern, kann sich sogar mit der Zeit aus einer so einfachen Verletzung ein Knochenentzündungsprozeß mit Zerstörung des Gelenkes entwickeln. Doch ist dieser Ausgang glücklicherweise bei gesunden Erwachsenen selten, und diese haben wir hier unter den Lesern dieses Blattes, welche mit Arbeiten beschäftigt sind, bei denen jene Erkrankung sehr häufig vorkommt, besonders im Auge. Früher bediente man sich, wie schon gesagt, in der Medizin fast ausschließlich in solchen Fällen der örtlichen Anwendung der Kälte, der Blutentziehungen, der spirituellen Einreibungen u. s. w., ohne dem Erkrankten damit wesentlich zu nützen. Denn die Heilung kann nicht hierdurch, sondern ausschließlich durch Mittel bewirkt werden, welche die Aufsaugung des vergossenen Blutes beschleunigen und weiterhin die Blutstauung in den benachbarten Geweben verhindern.

Das Blut strömt vom Herzen nach der Peripherie des Körpers, bis in die Fingerspitzen und Fußzehen, aus der Peripherie kehrt es nach dem Herzen zurück, und der letztere Weg ist daher auch derjenige, auf welchem jene Produkte der Verstauchung und Verrenkung zur Aufsaugung gelangen und vom Krankheitsherde entfernt werden. Der Natur kann man bei letzterem Bestreben zur Hilfe kommen, daß man derartige Blutergüsse durch Druck zertheilt. Das wußten schon unsere Großmütter, denn sie drückten die Brause, welche der ungezogene Enkel am Kopfe mit nach Hause brachte, mit dem Messer kreuzweise breit. Dieses „Drücken“ in wissenschaftlicher Weise, unter Berücksichtigung der Anatomie der Gelenke und dem Verlaufe des Blutrückflusses zum Herzen entsprechend, ausgeübt — ist die Massage oder das Massiren. Die Erfolge dieser Methode, in den ersten 4—6 Stunden nach dem Unfalle angewandt, sind oft geradezu wunderbar, denn während sich viele solche Kranke oft wochenlang bei anderer Behandlung herumschleppen und arbeitsuntüchtig sind, vergehen hier oft nur wenige Tage bis zu vollkommener Heilung ohne jedwedes Rückbleibsel. Ist schon acute, entzündliche Schwellung eingetreten, so muß ihre Anwendung allerdings bis zur Beseitigung derselben (durch dauernde Applikation von Kaltwasserumschlägen, oder wenn diese nicht vertragen werden: durch feuchte, warme Umschläge) unterbleiben; dann aber wird sie, wie unten beschrieben, vorgenommen; denn viele veraltete Fälle sind dadurch noch geheilt worden. Man unterscheidet beim Massiren verschiedene Arten: die Effleurage, ein sanfteres Hinstreichen über die erkrankte Stelle, besonders beim Beginn des Verfahrens, welches oft recht schmerzhaft ist; die Massage à friction, ein Kneten und Verstreichen der erkrankten Theile, und zwar wird mit der einen Hand quer zur Ase des Gliedes geknetet, mit der anderen in dessen Längsaxe gestrichen; die Petrisage, ein Kneten mit beiden Händen; das Tampotement, ein Klopfen mit den Ranten beider Hände oder mit der Hohlhand oder mit den geballten Fäusten, besonders bei sehr veralteten Fällen und an größeren Gelenken, um den Resorptionsprozeß anzuregen. Bekommt man einen frischen Fall von Verstauchung oder (nicht komplizierter) wieder eingerichteter Verrenkung zur Behandlung, so muß das zu massirende Gelenk, wenn es stark behaart ist, zunächst rasirt werden, weil sich sonst beim Reiben der Haut eine Entzündung der Haarwurzelscheiden entwickeln könnte. Hierauf lagert man dasselbe fest auf einer Matratze oder auf einem Stuhl oder Tisch, mit untergelegtem Leinwandpolster und wendet zunächst die Effleurage

an, indem man mit beiden Händen, namentlich mit den Daumen, von der Peripherie nach dem Centrum hin streicht, also — wenn die Verletzung an Hand- oder an den Fingergelenken stattfand, — nach dem Vorderarm hin, — wenn am Fußgelenk, — nach dem Unterschenkel hin. Nachdem der Kranke sich an diese anfänglich oft recht schmerzhaft Manipulation gewöhnt hat, geht man zur Massage à friction über, indem man mit einem oder mit beiden Daumen kreisförmig an allen Theilen des Gelenks drückt und knetet und ab und zu nach dem Centrum hin streicht, und zwar circa 10 Minuten lang. Hierauf nimmt man eine zwei bis drei Finger breite leinene Binde, taucht dieselbe in kaltes Wasser und umwickelt das Gelenk recht fest damit, bringt über derselben noch eine zweite Kaltwasserkompressen an, die alle $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunden erneuert wird, und lagert das Gelenk ruhig. Dasselbe Verfahren wird täglich zweimal vorgenommen und nach zwei bis drei Tagen wird der Kranke schon wieder aktive Bewegungen vorzunehmen im Stande und in der Regel nach einer Woche vollständig geheilt sein, während er unter jeder anderen Behandlung lange Zeit krank geblieben sein würde. Ist bereits entzündliche Schwellung eingetreten, so beschränkt man sich bis zu deren Nachlaß mit der Kaltwasserbehandlung, namentlich aber muß die Rollbinde durch einen mit der Anlegung von derartigen Verbänden vertrauten Lazarethgehilfen oder Barbier recht fest angezogen werden und vor ihrer Erneuerung wendet man die Effleurage oberhalb der erkrankten Stelle an, um die oberflächlichsten Venen und Lymphgefäße zu entleeren. Mit Nachlaß der entzündlichen Schwellung geht man direkt zur Massage à friction über, selbst wenn dieselbe

sehr schmerzhaft sein sollte. Mit letzteren beginnt man auch in chronischen Fällen, und schließt an dieselbe die Petrissage und, wenn es ertragen wird, das Tampotement.

Der Kranke empfindet danach anfänglich oft mehr Schmerzen, aber bald macht sich eine Besserung der Bewegungsfähigkeit des Gelenkes bemerkbar, und Fälle, die jeder andern Behandlung trotzen, werden dadurch mitunter noch geheilt, wenn die Massage täglich wenigstens einmal Wochen und Monate hindurch vorgenommen wird. Der Patient kann mit der feuchten Binde, über die bei chronischen Erkrankungen, um die Kleidung nicht zu durchnässen, eine trockene, wollene Binde gelegt wird, umhergehen.

Die täglich zweimalige Vornahme der Massage und der Umstand, daß der Massirende seine Hände 10 Minuten lang sehr kräftig gebrauchen muß, hält manchen Arzt vielleicht von der Ausübung dieses Verfahrens ab, und ist es daher wünschenswerth, daß sich das Volk selbst mit demselben vertraut macht. Es bildet sozusagen einen nicht unwesentlichen Theil der Krankenpflege, und diese in exakter Weise zu lehren und zu üben, ist die Aufgabe der Medizin der Zukunft. „Denn Arzneien sind unsicher in ihrer Wirkung, aber die Wirkung richtiger Krankenpflege ist eine wohlthätige und unbestrittene,“ so sprach die aus dem Krimkriege her bekannte und berühmte Diakonissin Florence Nightingale, jenes hochherzige Weib, dem die Gesundheitslehre der Neuzeit so viele Anregungen auf diesem Gebiete verdanken. Und ebenso wahr sagt Professor Billroth: „Das vorzüglichste aller chirurgischen Instrumente ist die Hand.“

Der Schlächter von Lithauen.

Episode aus dem polnischen Aufstande. Von Karl Hannemann.

(Schluß.)

Schlüssel rasselten in den doppelten Schlössern. Die Thür drehte sich freischend in ihren Angeln. Ein Gefängnißwärter schob einen Korb mit Lebensmitteln in die Zelle. Dann verschloß er die Thür wieder und entfernte sich schnell und lautlos, wie er gekommen.

Liwinski öffnete den Korb und packte den Inhalt sorgsam aus. Er enthielt die Hentersmahlzeit der drei zum Tode Verurtheilten. Traurige, bittere Ironie, daß der Unglückliche kurz vor seinem Tode, wo alles Wünschen, alles Hoffen aufhört, alles das erhält, was einst sein Gaumen vergeblich ersehnt!

Von allen Lebensmitteln, die sich in dem Korb befanden, hatte für den Greis eine Hammelkeule das meiste Interesse. Vorsichtig nahm er sie in die Hand und löste dann das Fleisch von der Keule, so zwar, daß er zuletzt nur noch den nackten Knochen desselben behielt. Nun stürzte er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft auf diesen und brach ihn in drei Stücke.

Statt des Markes, welches ein solcher Knochen gewöhnlich enthält, fand er in demselben ein zusammengerolltes Papier.

Liwinski faltete es auseinander, und die Klinge eines Skalpels oder Berggliederungsmessers, wie es die Aerzte beim Seziren der Leichname zu gebrauchen pflegen, fiel ihm in die Hand.

Auf dem Papier standen, von Thaddäa's Hand geschrieben, die Worte:

„Der Schlächter von Lithauen hat die einzige Gnade, um welche ich ihn ersucht, dich noch einmal sehen zu dürfen, mir verweigert. Allein er hat mir erlaubt, deinen Körper an mich zu nehmen, wenn

„Thue, was du mir versprochen hast: Stoße diese Klinge in die Lufröhre. Morgen wirst du in meinen Armen wieder vom Tode auferstehen.“

Der Greis lächelte wehmüthig, nachdem er die wenigen Zeilen gelesen hatte.

Sein Auge ruhte einen Moment auf dem Skalpel. Er prüfte die feine Klinge desselben und murmelte:

„Sie wird mich retten! Ich werde nicht sterben, wenn nicht im Kampfe gegen die Feinde meines Vaterlandes!“

Nach diesen Worten verbarg er das Messer sorgfältig, zerkaute das Papier, schluckte es hinunter und schritt dann zu dem Lager seiner Leidensgenossen.

„Vorwärts, Kameraden!“ rief er. „Die Nacht ist herein gebrochen, die letzte, welche wir miteinander erleben. Wir müssen

etwas genießen, damit wir morgen früh nicht wie die Weiber aussehen und keine Schwachheit zeigen, die man Furcht vor dem Tode nennen könnte.“

Die Verurtheilten nahmen ihre Hentersmahlzeit ein. Darauf drückten sie sich die Hände und legten sich zum letzten Schlummer nieder. Sie schliefen fest und ruhig, unbekümmert um den Tod, der ihrer am folgenden Tage wartete.

Der eine von ihnen, ein junger Mann von 25 Jahren mit geistreichen Gesichtszügen, eine wahre Apollogestalt — lächelte im Traume. Um seinen hübschen, wohlgeformten Mund schwebte ein Zug unendlichen Glückes, eines Glückes, welches er vielleicht noch vor wenigen Tagen genossen und nun nicht mehr genießen sollte. Vielleicht träumte er von seiner schönen, liebreizenden Braut...

„Von Liebesglück und sel'ger, goldner Zeit,
Von Polens Größe, Glanz und Herrlichkeit;
Von allem Schönen, das sein Herz ersehnt
Und endlich er für sich errungen wähnt. —
Doch ach, das Lächeln, das den Mund umspielt,
Verschwindet, eh' der Träumer selbst es fühlt.
Ein ander Bild zeigt sich dem regen Geist,
Ein Bild, des Anblick ihm das Herz zerreißt.
Gesunken Polens Glanz und Glück in Staub:
Die Geier theilen unter sich den Raub.
Da zuckt um seinen Mund ein bitteres Weh,
Er murmelt leis: „Finis Poloniae!“

Der Tag war kaum angebrochen, als der Kerkermeister die Thür der Zelle öffnete und die drei Todeskandidaten weckte.

„Boleslaus Platen, Franz Mariwewski, Michael Liwinski,“ rief er, „macht Euch bereit!“

Die drei Gefangenen umarmten, küßten sich und sagten einander Lebewohl.

Platen und Mariwewski verließen zuerst die Zelle.

Michael Liwinski zögerte noch einen Augenblick.

„Nun, Alter, weshalb kommt Ihr nicht?“ rief der Kerkermeister draußen auf dem Gange.

„Nur noch eine Sekunde,“ rief der Greis zurück. „Laßt mich ein kurzes Gebet verrichten.“

„Gut, aber beeilt Euch! Ihr wißt, die Zeit drängt!“

Michael hatte die Klinge des Skalpels ergriffen und an seinen Hals geführt.

Ein Tropfen Blutes zeigte sich auf der Oberfläche der Haut, ein einziger, unbedeutender Tropfen, kaum so groß wie eine Erbse. Er wischte ihn mit dem Finger fort und presste diesen dann einen Augenblick fest gegen die Stelle, an welcher er sichtbar gewesen.

Der Athem des Greises wurde kurz, keuchend, pfeifend. Er hielt ihn einen Moment zurück, richtete seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe empor und verließ, ein Lächeln auf den Lippen, festen Schrittes die Zelle.

Die drei Verurtheilten schritten lautlos den Gang entlang.

An der Ausgangspforte des alten Klosters fanden sie ein Peloton Kosaken, von welchem sie in die Mitte genommen wurden.

Auf dem langen Wege, den die dem Tode Geweihten zurückzulegen hatten, standen dichtgedrängt zu beiden Seiten Männer, Frauen und Kinder. Dieselben warfen angsterfüllte Blicke auf die an ihnen vorübergehenden Gefangenen. Jeder fürchtete einen Verwandten, Freund oder Bekannten unter ihnen zu entdecken.

Murawiew trieb häufig seine Grausamkeit soweit, daß er die Angehörigen der Gefangenen über deren Schicksal in Ungewißheit ließ. Die ersteren erfuhren gewöhnlich erst dann das schreckliche Loos ihrer Männer oder Väter, wenn diese an ihnen vorüberkamen, um den Weg nach dem Galgen anzutreten.

Aus der Menge der Versammelten, welche in düsterem Schweigen auf den sich ihnen nähernden Zug schauten, ertönte ein Schrei der Verzweiflung. Flüche und Verwünschungen durchzitterten die Luft.

„Ah!“ schrie ein junges Mädchen, indem ein Strom von Thränen sich aus seinen schönen Augen ergoß. „Du bist es, Boleslaus Platen, du mein Bräutigam! O, lebe wohl! Deine Wanda wird dir folgen!“

Und obgleich Boleslaus Platen seine Stirn kaum runzelte und seinem Antlitz einen kalten Ausdruck zu geben bemüht war, rollte doch eine große Thräne über seine Wangen.

Ja, dort stand sie, von der er noch vor wenigen Stunden so süß geträumt, seine holde Braut, sein Lebensglück, sein Alles! Und sie mußte er zurücklassen in diesem Lande der Knechtschaft, unter den feigen Schergen eines rohen, unwissenden Volkes! Ach, es war ein düsterer, schrecklicher, herzbeklemmender Gedanke!

Der junge Mann presste die Zähne auf die Lippen, sodas diese sich blutig färbten. Noch einen Blick warf er auf die anmuthige Gestalt seiner Geliebten, einen einzigen, langen, traurigen Blick, welcher mehr sagte, als tausend Worte. Dann schritt er vorüber.

„Ladislaus Mickiewicz!“ rief ein Jüngling einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Gefangenen zu. „Auf Wiedersehen, bald, Kamerad!“

„Wo ist der Schlächter von Lithauen?“ schrie eine junge, ärmlich gekleidete Frau. „Ich will ihm die Augen aus dem Kopfe reißen, dem Schändlichen! Er hat mir den Gatten ermordet!“

Bestürzung zeigte sich auf den Gesichtern der Umstehenden. Erschreckt, scheu wichen sie von der Verwegenen zurück.

Ein mit einer Knute bewaffneter Kosak stürzte auf die junge Frau zu. Diese wehrte sich aus Leibeskräften gegen ihren Angreifer.

Allein der kräftige Prosoß warf sie zur Erde und zählte ihr in rascher Folge ein Duzend Knutenhiebe auf. Sie stieß ein furchtbares Geheul aus und blieb dann wimmernd liegen.

„So, das mag dir einstweilen genügen, mein Herzchen,“ rief der Kosak mit teuflischem Lachen. „Beim nächsten male wird man die Nation verdoppeln.“

Er stieß mit dem Fuße den nur leise zuckenden Körper der Unglücklichen bei Seite und eilte dem Zuge der Verurtheilten nach.

Derselbe war indeß an der Todesstätte angelangt.

Die Todeskandidaten — es waren im ganzen neununddreißig — boten einer nach dem andern ihren Hals der Schlinge dar. Ihre Körper schwankten wie ein vom Winde bewegter Strohalm in der Luft.

Siebzehn leblose Körper hingen bereits an eben so vielen Galgen.

Auch Michael Lwinski bestieg die verhängnißvolle Leiter. Er war der Achtzehnte.

Festen Schrittes kletterte der Greis sprosse für sprosse empor. Kein Muskel seines Körpers zuckte, kein Zug seines Antlitzes veränderte sich, als der Henker ihm die Schlinge um den Hals legte und den Knoten zuzog.

In diesem Augenblicke klang eine Stimme aus der dicht versammelten Menge von unten herauf, eine gellende, schneidende Stimme, die Stimme eines jungen Mädchens:

„Auf Wiedersehen, mein Vater! Auf Wiedersehen!“

Der alte Patriot wandte das Haupt der Richtung zu, woher die Stimme gekommen war. Er breitete die Arme aus und segnete seine Tochter Thaddäa.

Die Leiter ward unter seinen Füßen fortgezogen; der Gehilfe des Henkers sprang auf die Schultern des Greises; das Seil spannte sich dicht um den Hals des Opfers; eine Verzerrung des Gesichtes — dann sanken die noch soeben emporgehobenen Arme schlaff am Körper herab — —

Ein anderer Verurtheilter kam an die Reihe.

Als die Uhr auf dem Kirchturme die neunte Morgenstunde schlug, schwebten neununddreißig Leichname in der Luft.

Nachdem die Hinrichtung vollzogen war, suchte Thaddäa den Henker auf und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben.

Der Henker erbrach es und las die Worte:

„Vorzeigerin dieses ist nach endgiltig festgestellter Strangulation der Leichnam des Rebellen Thaddäus Michael Lwinski sofort zu übergeben.“

Konno, 20. April 1863.

Murawiew.“

Der Körper des Greises wurde vom Galgen abgenommen und Thaddäa überantwortet. Mit Hilfe eines alten Dieners trug ihn das junge Mädchen in einen breit gehaltenen Wagen und befahl dem Kutscher im Galopp davon zu fahren.

Der Kutscher gehorchte.

Das Gefährt hielt nach etwa fünfzehn Minuten vor einem hölzernen Hause von ärmlichem Aussehen.

Das junge Mädchen und der alte Diener nahmen den Körper Michaels und trugen ihn in ein kleines, im Erdgeschoß liegendes Zimmer.

In demselben befand sich ein Mann von etwa fünfzig Jahren, in welchem man auf den ersten Blick den Juden erkannte.

„Nun, Doktor,“ wandte sich Thaddäa an diesen Mann, „jezt können Sie Ihr Wort einlösen. Da ist der Körper meines Vaters; geben Sie ihm das Leben wieder.“

Der Arzt war bereits zu dem Leichnam getreten. Er ergriff die schlaff herabhängende Hand desselben und hielt sie eine Sekunde lang in der seinen.

Das junge Mädchen hielt in furchtbarer Herzensangst den Blick auf ihn geheftet.

Der Arzt ließ die Hand Michaels sinken und schüttelte bedenklich das Haupt.

„Hm,“ sprach er, „der Körper ist schon vollständig erkaltet! Das ist traurig, sehr traurig! Allerdings, die Wirbelsäule ist nicht gebrochen, aber . . .“

Er trat von dem Leichnam zurück.

„Aber?“ fragte Thaddäa bebend.

Der Arzt antwortete nicht, sondern öffnete einen kleinen, auf einem Tische stehenden Kasten, welcher verschiedene chirurgische Instrumente enthielt.

Er nahm aus demselben eine kleine Zange und eine Röhre, faßte mit der ersteren die Klinge des Skalpels, dessen Spitze nur in Größe eines Nadelknopfs aus dem Halse Michaels hervorrage, zog das Instrument heraus und führte die Röhre in die dadurch entstandene Wunde.

In diese Röhre, welche kaum die Dike einer Stricknadel hatte, blies der Arzt stark hinein und zog den Athem an sich. Kleine Partikeln geronnenen Blutes drangen in seinen Mund.

Der Körper des Greises gab indeß nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Sein Hals wurde unter dem warmen Athem des Arztes nicht um einen Hauch wärmer.

„Eine Ergießung des Blutes nach dem Herzen, wie ich gefürchtet hatte,“ murmelte der Arzt.

Er wiederholte das Experiment noch einmal, bis keine Blutkügelchen mehr in seinen Mund kamen. Dann blies er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft in die Röhre und versuchte mehrere Minuten lang die Funktionen der Lungen in Michaels Körper wieder herzustellen.

„Zu spät!“ sagte er düster.

Das junge Mädchen stieß einen markdurchdringenden Schrei aus.

„Mein Gott! O, mein Gott!“ rief es. „Sie vermögen also meinen Vater nicht zu retten?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Es ist unmöglich, denn es hat eine Blutergießung nach dem Herzen stattgefunden,“ antwortete er.

Thaddäa hob das Haupt ihres Vaters empor, drückte ihren Mund auf die Wunde, blies in dieselbe hinein und versuchte, dem starren Körper des Greises wieder Leben einzuslößen. — Bergebens! — Zu spät!

„Sobald der Tod konstatiert ist!“ hatte Murawiew gesagt, und der Schlächter von Lithauen wußte, was er sagte.

Thaddäa stand einen Augenblick wie erstarrt. Sie war so hoffnungsfreudig gewesen, daß ihr Vater gerettet werden würde. Sie ersticke endlich ihr Schluchzen und trocknete ihre Thränen. Ihr Antlitz nahm einen kalten, finstern, entschlossenen Ausdruck an. In ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer.

„Herrin,“ sagte der alte Diener in tröstendem Tone, indem er sich ihr näherte.

Sie wehrte ihm, mit hastiger Geberde.

„Laß mich, Bogumil!“ erwiderte sie. „Ich habe ein Mittel gefunden, meinen Schmerz zu bekämpfen. Eine Lithauerin verschwendet ihre Zeit nicht mit nutzlosen Klagen, sondern sie handelt. Mir bleibt die Rache. Kehre nach Hause zurück, ich wünsche es!“

Der Diener küßte die Hand seiner Gebieterin und ging weinend hinaus.

Nachdem Bogumil sich entfernt, sagte das junge Mädchen zu dem Arzte, der um seine Nahrung zu verbergen, sich abgewendet hatte:

„Sie haben Ihre Pistolen in Bereitschaft, Doktor?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Dann erzeigen Sie mir die Güte, mir dieselben zu leihen, ich bitte darum.“

Der Arzt leistete dem Wunsche des jungen Mädchens Folge.

„Sie sind geladen?“

„Sehr sorgfältig.“

„Gut, ich danke Ihnen.“

Thaddäa sammelte das geronnene Blut, welches am Halse ihres Vaters sich befand, und ließ es in den Lauf der Waffe fallen.

„Doktor,“ sprach sie dann, „dieses Blut macht die Kugel naß, nicht wahr?“

„Natürlich, mein Fräulein.“

Sie verbarg die beiden Pistolen in ihre Kleidung. Darauf ließ sie sich an der Seite ihres Vaters nieder und betete.

„Auf Wiedersehen, mein Vater . . . dort oben!“ flüsterte sie endlich und drückte einen langen Kuß auf die Stirn des Leichnams. Es war elf Uhr, als Thaddäa Livinska die Wohnung des jüdischen Arztes verließ.

Sie wußte, daß Murawiew noch an diesem Tage nach Wilna

zurückkehren wollte und begab sich auf den Weg, den er gezwungen war, einzuschlagen.

Kurz vor ein Uhr erschien der General, umgeben von seinen Kosaken.

Das junge Mädchen hatte sich an dem Thorweg eines Hauses aufgestellt, an welchem Murawiew vorüberkommen mußte.

Der Gefürchtete kam endlich.

Zitternd vor Grimm und Erregung erhob sie die Hände und drückte beide Pistolen gleichzeitig ab.

Das Pferd des Tyrannen machte einen Seitensprung, aber mit gewaltigem Ruck riß er es wieder herum.

Thaddäa schrie laut auf vor Ingrimm und Verzweiflung. Murawiew war nicht getroffen.

Man stürzte sich auf das junge Mädchen.

„Reißt sie in Stücke!“ schrie Murawiew wüthend.

Die Kosaken fielen über sie her und in wenigen Minuten war Thaddäa eine Leiche!

Und Murawiew?

Er kehrte, nachdem er bis zum Oktober als Menschenschlächter in allen Theilen Lithauens gewüthet und durch alle nur erdenklichen Grausamkeiten den Aufstand bezwungen hatte, auf seine Güter zurück.

Mit Abscheu ward nach dieser Schlächtereier sein Name in ganz Europa genannt; Rußland aber vergötterte ihn, pries ihn als einen Helden! Der Unterdrücker der Freiheit, der Verächter aller Menschenrechte, der Caligula der Neuzeit, ward von seinen knechtisch gesinnten Landsleuten als ein Tapferer, ein Edler gelobt und verehrt!

Sein dankbarer Kaiser, der milde Czar Alexander, belohnte ihn noch im selben Jahre mit dem Andreasorden und der Erhebung in den Grafenstand.

Allein alle Ehrenbezeugungen, die ihm erwiesen wurden, alle Huldigungen, welche man ihm darbrachte, machten den Schlächter von Lithauen nicht glücklich. Er hatte keine ruhige Stunde mehr; in seinen Träumen sah er die blutigen Gestalten seiner Opfer als hochlachende Gespenster an seinem Lager stehen. Eine schmerzhafteste Krankheit besiel ihn, raubte ihm monatelang den Schlaf. Er ließ sich, um die ersehnte Ruhe zu finden, nach seinem Gute Logo schaffen, und fand sie wirklich, doch in anderer Weise, als er sie erhofft hatte. Nach beinahe dreitägigem, schrecklichen Todeskampfe starb er hier am 11. September 1866, beweint von niemanden, verflucht von den Polen und Lithauern, verachtet von allen Menschen, die ihn kannten und den Namen Mensch verdienen.

Das Vogelnest. (Bild Seite 376.) Der Meister, von dessen Bild „Das Vogelnest“ wir heute eine Nachbildung bringen, gehört zu den talentvollsten und bedeutendsten Malern der Gegenwart. Vor allen andern Künstlern zeichnet Franz Defregger die große Naturwahrheit, scharfe Charakteristik und die tiefempfundene Poesie seiner Bilder aus. Sein Hauptgebiet, auf dem er geradezu klassisches leistet, ist das Genrebild, jene Gattung von Darstellungen, in denen ein Stück Leben möglichst naturgetreu dargestellt, ein Vorgang geschildert wird, dessen menschliche Träger keinen Anspruch auf eigne geschichtliche Bedeutung für sich besonders machen, aber gleichwohl nicht ohne allgemeine kulturgeschichtliche Wichtigkeit sind. Meist haben nun die Künstler, welche diese Gattung pflégten, aus dem Volksleben ihre Stoffe geholt, aber gar oft sind sie selbst diesen so fremd, daß ihre Darstellungen des Volkslebens nicht wahr, sondern steif und „gemacht“ erscheinen; malen sie Bauern und Hirten, so stellen sie Salontiroler und arkadische Schäfer aus irgendheim dar. Ganz anders Defregger, der 1835 zu Kronach im Pustertal in Tirol geboren, einer jener Naturkünstler ist, welche sich in der Kunstgeschichte stets vortheilhaft abheben von Zeitgenossen, die in ausgetretenen konventionellen Bahnen hintreteten und die nicht mehr die Natur direkt studiren, sondern wenn sie Bildwerke fertigen, der staunenden Mitwelt Kopien von Kopien in einer Manier liefern, die eben in der Mode ist. Ähnlich wie Giotto und mancher andere Meister, dessen Namen in der Kunstgeschichte glänzt, hat Defregger, schon als Dürerknabe einem unwiderstehlichen Drange folgend, mit Röthel und Stift gezeichnet und in Holz geschnitten, aber erst 1860 widmete er sich einer regelrechten Schulung seines Talents, unter der Leitung des Bildhauers Stolz in Innsbruck. Nachher in die münchener Akademie als Schüler aufgenommen, übten Plötz's Lehre und Beispiel einen segensreichen, nachhaltigen Einfluß auf unseren Künstler aus. 1863 ging Defregger auf zwei Jahre nach Paris, wo er allerlei Anregungen erhielt und auch den definitiven Entschluß faßte, sich ausschließlich der Malerei zu widmen. Von da ab hat er uns mit einer ganzen Reihe prächtiger Meisterwerke beschenkt, durch welche alle jener realistische Hauch unbedingter Naturwahrheit weht, die doch nie zur Flachheit und

Trivialität herabsinkt; er führte mit seinen Genrebildern aus dem tiroler Volksleben: „Der Ringkampf in Tirol“, „Der Tanz auf der Alm“, „Die Wildschützen“ und vielen anderen Bildern auf das wirkfamste den Krieg gegen alles theaterhafte Gepränge und der affektirten Bauern- und Genrebilderalerei; er stellt nur Selbsterlebtes, wirklich Empfundenes dar, — da kann es denn seinen Werken nicht an Wahrheit mangeln. Dieses Selbstfürsichreden seiner Bilder erlaubte uns denn auch, uns mehr mit dem noch in München rüstig wirkenden Künstler selbst zu beschäftigen. Sein Bild, „Das Vogelnest“, macht jede erklärende Bemerkung überflüssig. Es sei denn, daß wir ein Wort der Fürbitte einlegten für das gefiederte Völklein, dessen Repräsentant der Hauptheld auf unserm Bilde ist. Freilich wird auf dem Defregger'schen Bild das, wogegen wir sprechen möchten, so anmuthig dargestellt, daß dieses Beispiel nicht sehr abschreckend wirken dürfte. Zittert doch der älteste Knabe sorglich den kleinen Gefangenen und die Kinder werden ihn alle gewiß recht lieb haben, — aber sicherlich bliebe der arme kleine Kerl, statt in das Gitterhäuschen zu wandern, viel lieber in Freiheit und empfangt seine Nahrung von seinen Eltern, den naturgemäßen Ernährern seiner Jugend. Gewiß muß er selbst in einem solchen Augenblick Angst genug ausstehen. Darum Schutz und Schonung und Freiheit unseren Sängern!

Gaub und die Pfalz. (Bild Seite 377.) Kein Strom ist durch Sage und Geschichte mit unserem Volksleben so eng verwaachsen, wie der Rhein. Deshalb ist er von jeder Deutschlands Schmerzensstunde gewesen, und zahllose blutige Schlachten wurden um seinen Besitz geschlagen. Er ist ein alter Knabe, denn schon in jener Zeit, da in Europa die Abendröthe der römischen und die Morgenröthe der germanischen Bildung ihr Licht mischten, war er die Pulsader des europäischen Völkerverkehrs. In die Epoche der römischen Eroberungsjüge fällt die erste Anpflanzung des Weinstocks an seinen anmuthigen Ufergeländen. Er ist aber auch ein Sonntagskind, denn während noch die eiserne Faust des unerbittlichen Winters unter gleichen Breitengraden anderer Länder

alles Leben im jarren Todesschlaf hält, sprießen hier schon die ersten Frühlingsblüthen unter dem milden Hauche der Sonne, die mit leiser, lebenerwender Hand an den Büsten der Berge die Schneedecke löst. Der eiserne Schritt der Bollerwanderung, dieses Fiebers einer kranken Zeit, zermalmt den Hirt und die Heerde, zertrat den Winzer und den Weinstock, und die Rheinfürer blieben, wie uns eine alte Urkunde erzählt, bis zum Jahre 1074 eine unbebaute Wildnis, in welcher der Urwald sein angestammtes Recht wieder geltend machte. Ahtshundert Jahre gehörten dazu, um, Terrasse über Terrasse mühsam bauend, dem sonnendurchglühten Schieferboden den köstlichen Wein zu entlocken. Freudig und stolz klopfte das Herz beim Anblick der reichen Traubenfülle, die als goldblinkender Strom hinausfließt in alle Welt, preisend den Reichtum und die Schönheit des Rheins. Wer denkt heute beim kreisenden Becher an den Schweiß und die Thränen, die im Mittelalter beim Keltern des „Lebenserweders“ der Leibeigene des Pfaffen und Ritters vergossen? — Die grauen, zerbröckelten Burgtrümmer, welche gespensterhaft ans dem hellen Grün der Weinberge ragen, könnten uns furchtbare Geschichten erzählen vom Stöhnen der sterbenden Menschenwürde unter dem Giftbaum des Absolutismus, der nur im blutigen Sumpfe gedieh. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die Art an die Wurzel des Baumes zu legen, durch dessen Aeste ein leises Zittern geht, ein Zittern der Angst, daß in kurzer Zeit dieser Baum als Riesenleiche daliegen wird. — Auch unser freundliches Rheinstädtchen Caub wird von den Ruinen eines Raubnestes, Gutenfels genannt, überragt. In der mitten im Rhein liegenden, vielthürmigen Feste, Pfalz genannt, hielt im Jahre 1099 Heinrich der Fünfte, seinen Vater, Heinrich den Vierten, den Bischof von Canossa, gefangen. In der Neujahrsnacht 1813—14 ging hier Blücher mit der preussischen und russischen Armee über den Rhein, um mit seiner gewohnten Schnelligkeit über die Franzosen herzufallen. Im Jahre 1877 löste sich der die Stadt überragende Schieferfels los und drohte die ganze Stadt zu verschütten. Durch Dynamitsprengung der überhängenden Steinmassen gelang es, die Gefahr abzuwenden. Caub mit seinen hochstrebenden Giebeln und massigen Wirthtürmen hat bis auf unsere Tage den sturmtroghigen Städtecharakter des Mittelalters bewahrt. Urkundlich wird es zuerst im Jahre 983 erwähnt. Aus dem Besitze derer von Nüring gelangte es an die von Falkenstein im Jahre 1277. Im Jahre 1324 bekam es die Gerechtigkeit einer Stadt und hiermit eigene Verwaltung und die Befugnis, nicht mehr wie eine Sache vererbt, verpfändet oder verpfändet werden zu können. Wie glücklich waren doch unsere Voreltern mit ihrem beschränkten Unterthanenverstande. Sie brauchten nur zu gehorchen. Selbst das Denken besorgte für sie die befehlende Obrigkeit. Andere Zeiten, andere Lieder.

Dr. M. F.

Für die Entstehung des Petroleums hat Byasson durch ein gelungenes Experiment eine wissenschaftliche Erklärung gegeben: Wenn ein Gemenge von Wasserdampf, Kohlenäure und Schwefelwasserstoffgas auf weißglühendes Eisen in einer eisernen Röhre einwirkt, so bildet sich eine gewisse Menge flüssiger Kohlenwasserstoffe, die dem Petroleum vergleichbar sind. Das Petroleum entsteht demnach durch Wirkung chemischer Kräfte. Das in Höhlungen der Erdrinde eindringende Seewasser führt zahlreiche Substanzen mit sich, namentlich Meeralkalien. Dringt das Wasser bis in Tiefen, die eine hinlänglich hohe Temperatur haben, und kommt dort das Wasser in Berührung mit Metallen, wie Eisen oder dessen Schwefelverbindungen, so bilden sich flüssige Kohlenwasserstoffe. Diese bilden bei ihrer Verflüchtigung einen Theil der Gase, welche Erdbeben, Vulkanausbrüche u. verursachen. Petroleum findet sich stets in der Nachbarschaft von vulkanischen Bergketten; gewöhnlich wird es nach seiner Entstehung in seinen Eigenschaften noch durch mancherlei Einflüsse verändert, z. B. durch theilweise Destillation. Petroleumlager sind stets von Salzwasser oder Steinsalz begleitet. Oel, und namentlich wenn die Lager zwischen harten und kompakten Felsen liegen, ist das Petroleum von Gasen begleitet, besonders Wasserstoff, Schwefelwasserstoff, Kohlenäure u. f. w.

Dr. B.-R.

Ärztlicher Briefkasten.

Meisen. E. G. Das Tragen von Ohrringen ist ein ganz abscheulicher Ueberrest barbarischer Sitten unserer Vorfahren, welchem gebildete Frauen nicht mehr huldigen sollten. Das Durchbohren von Körperteilen, wie der Nase, den Ohren und Lippen, um Schmuckstücken hineinzuhängen, überlasse man doch den Wilden, welche ihren Reichtum an Kostbarkeiten dadurch zur Schau tragen. Bei uns hat dieser Unfug heutzutage gar keinen Sinn, denn keinem Menschen dürfte es einfallen, ein Dienstmädchen deshalb für reich zu halten, weil es goldne Ohrringe trägt. Daß ein derartiges Ohrgehänge schön aussieht, ist pure krankhafte Einbildung pugsüchtiger Frauen. Sehr häufig ist es die Ursache für die Anhäufung von Schmutz am und im äußeren Ohr,

welches von vielen Frauen, dieses Schmuckes halber, nicht sorgfältig und häufig genug gereinigt wird; und oftmals sogar die Quelle von Krankheiten. Besonders bei Kindern sehen wir nach Durchstechen der Ohrschläpffen und durch das Tragen von Ohrringen aus unedlen Metallen sehr schwere Entzündungen des äußeren Ohres entstehen, die in einzelnen Fällen sogar zur Verschwärung und Verstümmelung desselben führten. Wir warnen daher vor dieser rohen Prozedur.

Antermanghaus bei Ohligs. L. M. Ihr Halsleiden besteht in einer chronischen Entzündung der Mandeln. Gurgeln Sie sich morgens mit warmem Salzwasser und waschen Sie den Hals täglich mit kaltem Wasser, um die Haut abzuhärten und weniger leicht erkältlich zu machen.

H. bei Stollberg. A. L. Das hartnäckige Erbrechen und die große Schwäche und Abmagerung deuten auf ein sehr schweres organisches Magenleiden, gegen welches wohl keine Hilfe möglich ist. Höchstens kann ein intelligenter, am Orte befindlicher Arzt, aber kein Quacksalber, einige Erleichterung verschaffen.

Berlin. H. K. Die gestielte Warze wird am besten mit einem Seidenfaden abgebunden, indem man sie an ihrer Basis doppelt mit demselben umschnürt und den Faden täglich etwas fester anzieht, bis sie abstirbt. Wegen Ihres Brustleidens wenden Sie sich nur an einen dortigen Arzt; wenn Ihr Kassenarzt zu flüchtig darüber hinweggeht, an Herrn Prof. Dr. Fränkel oder Dr. Waldenburg, denn Ihr Verlangen, Ihnen die Unterschiede zwischen Lungenentzündung und Lungen-schwindsucht auseinandersetzen und Ihnen das passende Heilverfahren zu empfehlen, läßt sich leider im „Briefkasten“ nicht erfüllen, weil wir dazu drei volle Nummern der „Neuen Welt“ brauchen würden. — H. G. Dasselbe müssen wir leider auch Ihnen antworten; ohne persönliche Untersuchung wäre eine Berathung unsererseits nicht bloß zweck-, sondern sogar gewissenlos.

Braunshweig. F. S. Gegen chronischen Nachenkatarrh ist ein Gurgelwasser von Kali chloricum oft ganz zweckmäßig. Kaufen Sie sich 10 Gramm dieses Mittels und lösen Sie dieselben in einem Liter Wasser auf. Hiervon verwenden Sie jeden Morgen zwei Theelöffel voll auf ein Beinglas recht warmen Wassers zum Gurgeln.

G. C. R. in Frankfurt wolle seine Adresse angeben, ebenso G. S. in Bukau; Frä. Clara F. in Berlin wolle es einmal mit einem andern Arzte versuchen, denn ohne persönliche Untersuchung wagen wir in diesem Falle nicht zu rathen.

Die übrigen, bis zum 24. April eingegangenen Briefe wurden direkt beantwortet. Man wolle Anfragen in jedem Falle nicht an den Namen des Unterzeichneten, sondern an die Redaktion der „Neuen Welt“ richten und mit der Aufschrift: „Für den ärztlichen Briefkasten“ versehen.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. L. Er. Plebisma hieß im alten Athen ein durch Stimmenmehrheit gefasster Beschluß der Volksversammlung. — Frau Zt. Wir werden uns bemühen, Ihren und Ihrer Freundinnen Wunsch gelegentlich zu erfüllen. — Dem aber den Einsendern des „Franz Moor“, Febl. Dank. Wird die Wohnenwähe wiederholt?

Leipzig. Dichter A. G. Sie sandten uns ein Osterlied ein, sobald es am 21. April in unsere Hände kam, und meinten, daß es vielleicht noch am zweiten Osterfesttage, dem 22. April, in unserm Blatte veröffentlicht werden könnte! Bereiteter Herr — wenn auch die „N. W.“ des Montags erschiene und wenn Sie auch sonst keine Abnung davon gehabt hätten, daß sich ein Blatt ein paar Wochen lang vor dem Tage des Erscheinens für und fertig sein muß, so müßten Sie doch durch die Angabe des Redaktionschlusses auf jeder Nummer über den Sachverhalt belehrt worden sein. — Abonnent S. Wir denken gar nicht daran! — M. A. In jeder Volksversammlung sollte „um Abonnement der „Neuen Welt“ energisch aufgefodert werden“. Der Rath ist gewiß gar gemein, aber die „N. W.“ hat bisher solch' gewaltsamer Verbreitungsversuche nicht bedurft.

Ghemnik. R. A. Wir rathen Ihnen, an Ort und Stelle zu bleiben. Infolge der allgemeinen Geschäftsstockung, welche wir dem „bewaffneten Frieden“ verdanken, ist auch hier keine sonderliche Nachfrage nach Arbeitskräften Ihrer Branche, welche bei der sehr gedämpften Baukunst nur in Großstädten, wie Berlin, Wien u. , Verwendung finden.

Büsch. x² - 1. Wir werden uns nach der besten theoretischen und praktischen landwirthschaftlichen Schule erkundigen und Sie nächstens davon benachrichtigen.

Lauda. F. D. Die Auflösung des Rösselsprungs ist richtig. In Betreff der zweiten Frage wenden Sie sich an die Expedition der „N. W.“ Das Gedicht „St. Sedan“ nicht verwendbar, weil bereits anderswo gedruckt. Die „N. W.“ veröffentlicht nur Originalarbeiten.

Birmingham. M. B. Es wäre uns lieber gewesen, wenn Sie sich mit der Versicherung, Sie seien ein gewandter Schriftsteller, nicht hätten genügen lassen, sondern den Beweis dadurch erbracht hätten, daß Sie bei nicht uninteressanten Inhalt Ihrer Arbeit in eine vollkommene druckreife Form gegossen, statt in eine solche, die totaler Umnetzung bedarf, um den bescheidensten Ansprüchen an schriftstellerische Korrektheit gerecht zu werden.

Bergen. M. T. D.; **Berlin.** Frä. C. W. und B. L.; **Breslau.** C. — D.; **Philadelphien.** B. St.; **Hirschberg (Schl.).** An. B.; **Malland.** A. D. Die eingekamten Verse sind für die „N. W.“ nicht verwendbar. Die aus Bergen, Berlin (von Frä. C. W.) und Philadelphien — weil sie sich nicht auf eines geistige Niveau erheben, auf dem die „N. W.“ als unterhaltend-belehrendes Volks- und Weltblatt zu erhalten, unsre Pflicht ist; die übrigen, weil ihr Inhalt mit der Tendenz der „N. W.“ im Widerspruch steht.

Darmstadt. Karl S.; **Gmünd (Kärnten).** J. B.; **Wien.** Delnicla Febnota; **Unter-Warkhaus.** B. M.; Ihre für die Expedition der „N. W.“ bestimmten, aber irrthümlich an die Redaktion gerichteten Wünsche sind der ersteren mitgetheilt worden.

Ein großer Theil der in dieser Woche eingelaufenen Korrespondenzen kann erst in nächster Nummer zur Beantwortung gelangen.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 29. April.)

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fortz.). — Der Frühlings einst und jetzt. — Die Massage, von Dr. Carl Resau. — Der Schlächter von Litauen, von R. Hannemann (Schluß). — Das Vogelnezt (mit Illustration). Caub und die Pfalz (mit Illustration). Ueber die Entstehung des Petroleums. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.